

24. Kapitel

Ich habe Pandora getötet«, hatte Night gesagt. Danach: ein langes Schweigen. Die Worte rührten Tumult in mir auf, stießen hart an mein Herz, so dass es in entgeistertem Unverständnis pochte. Das Schweigen hing zwischen uns, zitterte wie eine Kompassnadel, bis ich sagte: »Also, ich kann dir nicht mehr folgen.«

Er antwortete nicht; und als das Schweigen andauerte, ging mir allmählich das Unvermeidliche auf. Ich wandte sogar das Gesicht von ihm ab, denn seine Aufrichtigkeit sprang in die Augen. Still wartete er, bis mein Blick zu ihm zurückkehrte.

»Erzähl mir, warum.«

Er schien weit fort in einem Traum, aus dem heraus er abwesend antwortete.

»Sie hat mich darum gebeten.«

»Was ist das für eine Geschichte?« Ich fuhr mir mit der Hand über die Stirn.

Sein Gesicht war dem offenen Fenster zugewandt, der Straße, tief unten, mit dem brausenden Verkehr. Langsam schüttelte er den Kopf.

»Ich lüge nicht.« Eine ruhige Geste bestätigte die Worte. »Es wäre nicht sehr indianisch zu lügen.«

Ich lächelte, aber nur halbherzig. Es gab Meerestiefen in jedem Herz, und Strömungen und dunkle Inseln. Ich sagte: »Vielleicht ... wenn ich es für möglich halte ... dann nur aus Verzweiflung?«

»Wie du sagst: aus Verzweiflung.« Er stand plötzlich auf, nahm die Tassen, goss frischen Kaffee ein, alles ganz ruhig, bevor er sich wieder mir gegenüber setzte.

»Weiter«, sagte ich.

Er antwortete nachdenklich. Mir fiel plötzlich auf, wie empfindsam sein Gesicht eigentlich war.

»Verzweiflung kannst du nicht erklären. Sie kommt über dich, sie erfüllt dich ganz. Dann erst verstehst du sie.«

Ich nickte stumm. Er atmete mit einem kleinen Stoß aus. Er hatte immer noch diesen Blick, von aller Welt entrückt.

»Ich werde es nie vergessen. Und möchte es nicht noch einmal erleben. Auch nicht im Traum. Ich muss mich da zusammenreißen.«

Verstecktes, nicht offen angesprochenes Leid hatte mich schon immer zornig werden lassen. Ich musste plötzlich an Elinor denken und sagte es ihm. »Es ist traurig, aber Träume bringen es am Ende noch fertig, uns verrückt zu machen.«

»Elinor«, murmelte er. »Ach ja ...«

Er trank einen Schluck und begann mit unerwartet ruhiger Stimme zu erzählen.

»Also, es war in Seattle, als ich zum ersten Mal von ihr hörte. Elinor spielte eine große Rolle in Pandoras Leben. Sie sprach auch noch von ihr, als wir nach dem Essen eine Bar aufsuchten. Die Uhr zeigte zwei, doch wir waren nicht müde. Was mir nicht gefiel, war, dass Pandora so viel trank. Ich konnte mich nicht entsinnen, sie jemals betrunken gesehen zu haben.

›Du trinkst nicht?‹, fragte sie mich.

›Nein, ich bin vernünftig.‹

Sie lachte vor sich hin, drehte sich eine Zigarette. Damals konnte man in jeder Bar noch rauchen. Ich gab ihr Feuer. Sie rauchte ohne ein Wort, wobei sie mir ins Gesicht sah, fast so, als sähe sie mich zum ersten Mal.

›Ist dir eigentlich schon einmal aufgefallen, wie idiotisch, wie entsetzlich dumm man wird, wenn man trinkt?‹, murmelte sie nach einer Weile.

Wo hatte sie ihren Kopf? Hatte sie meine Kindheit vergessen, meine sich langsam abspulende, herbe und bittere Jugend? ›Trink nicht mehr‹, sagte ich sanft zu ihr.

Sie zog die Schultern hoch, zeigte dabei ein kleines Lächeln. Und ganz unvermittelt gestand sie mir, dass das FBI sie überwachte. Dass ihre Wohnung abgehört wurde. Dass sie fünf Monate in Untersuchungshaft gewesen war, wieder und wieder verhört wurde. Sie sprach ganz leise, als wären überall Wanzen, sogar hier in der Bar. Aber was ich in ihrem Gesicht las, war nicht Angst, sondern Zorn. Sie war zutiefst beleidigt. «

Night kam plötzlich in Fahrt. Er hatte immer noch die gleiche, ruhevolle Stimme, aber seine Unzugänglichkeit war dahin. Ein kaum unterdrücktes Feuer in seinen Augen verriet mir, wie schwer die Vergangenheit noch auf ihm lasten mochte.

»Pandora«, erzählte er, »gehörte zu den Menschen, die nicht einsahen, warum sich die USA einerseits als die beste denkbare Demokratie feierten und andererseits ihre eigenen Bürger auf Müllhalden verkommen ließ. Sie hatte eine juristische Ausbildung absolviert, das Unterrichten half ihr lediglich, sich finanziell über Wasser zu halten. In den siebziger Jahren hatte sie Dennis Banks, einen der Gründungsväter des American Indian Movement, getroffen. Sie wurde zu seiner wichtigsten Beraterin. Als Wissenschaftlerin sah sie natürlich alle politisch-historischen Zusammenhänge. Sie sprach mit den Medien, verfasste Flugblätter, war bei Protestmärschen und Demonstrationen immer dabei. Später gehörte sie zu den Anwälten, die bei den Wounded-Knee-Prozessen die Freilassung von über dreihundert Indianern bewirkten. Sie war auch im Leonard Peltier Defense Committee, aber seine Verteidigung konnte sie nicht übernehmen. Die Behörden hatten Angst vor ihr. Sie war zu scharfzünftig, zu gut informiert. Peltier kam wegen angeblicher Ermordung zweier FBI-Beamter in Haft. Heute weiß nahezu jeder, dass Beweismaterial unterschlagen und staatliche Meineide geschworen wurden. Schusswaffenexperten machten Falschaussagen, die Richter irrten sich in ihren Entschei-

dungen. Sogar Geschworene wurden bestochen. Von der Bundesregierung. Ein Wirrwarr widerstreitender Taktiken und Manöver. Und am Ende konnte es so hingestellt werden, dass Peltier schuldig war.«

»Warum passierte das alles?«, fragte ich ungläubig.

Night machte eine Geste, als ob er belastende Gedanken beiseite schob. »Weil er laut sagte, was viele von uns heimlich dachten. Zum Beispiel, dass wir, die Ureinwohner, unsere uns zustehende Nation von den Vereinigten Staaten trennen müssten. Dass wir Nation gegen Nation, Souverän gegen Souverän, den Kampf wieder aufnehmen sollten.«

»Mein Gott! Hat er das wirklich gesagt?«

»In jedem Interview.«

Ich schüttelte den Kopf in nachdenklicher Verwunderung. »So was darf man natürlich nicht sagen.«

»Mutwillige Verrücktheiten sind bezeichnend für uns«, Night grinste. »Wir stehen, würde ich sagen, etwas außerhalb der Geschichte. Aber wenn ein Mensch anfängt, solche Ideen zu verbreiten, wo wäre da ein Ende? Leonard ist kein Friedensapostel, kein Pazifist. Er ist ein Krieger und macht auch keinen Hehl daraus. Unsere Tradition schreibt die Verhaltensweise des Kriegers genau vor: Er mag als Erster Hunger haben, aber er soll als Letzter essen. Er hat in Kriegszeiten seine Familie zu beschützen, jeden Feind zu bekämpfen und muss stets bereit sein, sich selbst zum Wohle seines Volkes zu opfern. Peltier berief sich auf diese Denkungsart, und zwar recht stur. Kein Wunder, dass sie sich über ihn hergemacht haben. Aber inzwischen ist Peltier zu einem Symbol geworden. Sie – ich meine unsere Regierung – hat nicht damit gerechnet, dass über zwanzig Millionen Menschen auf der ganzen Welt Petitionen für ihn unterschreiben würden. Dass die internationale Juristenkommission, das Europäische Parlament, Amnesty International seine Freilassung fordern würden. Vergeblich, natürlich. Peltier sitzt seit dreißig Jahren, man hofft, dass er bald stirbt. Er hat das Recht, jährlich einen Antrag auf Aussetzung

der Strafe zu stellen. Der Antrag wird jedes Jahr abgelehnt. Wir dürfen uns nicht einmal darüber entrüsten. Er und ein paar andere, denen es nicht besser geht, haben eine Lawine ins Rollen gebracht. Staatsgefährdung nennt man das. Sie können es nicht darauf ankommen lassen.«

»Wie oft hast du ihn gesehen?«

»Nur einmal. Es war eigentlich nicht allzu schwer. Ich musste ein Gesuch stellen. 1999 hatte Peltier seine Gefängnisaufzeichnungen veröffentlicht. Sein Buch hieß *Mein Leben ist mein Sonnentanz*. Ich war da auf eine Idee gekommen, zu der ich seine Einwilligung brauchte.«

»Wie sah er aus?«, fragte ich.

Ein Seufzer dehnte Nights Brust. »Wie er aussah? Wie ein alter, kranker Mann. Das Gesicht entstellt, der Mund schief, weil sein Kiefer gebrochen war. Er hatte eine fünfstündige Operation hinter sich und vierzehn Tage im Koma gelegen. Komplikationen, angeblich. Aber es wäre ein großer Fehler gewesen, ihn sterben zu lassen. Sie haben es rechtzeitig eingesehen.«

»Konnte er sprechen?«

»Nur unter Schmerzen. Die Schmerzen hat er Tag und Nacht. Er sagt, er würde fast verrückt dabei. Aber darüber sprach er nur wenig. Er sprach von Pandora. Ihr Tod, der bereits zehn Jahre zurücklag, war ihm sehr nahe gegangen. Er murmelte unentwegt: ›Diese Dreckschweine!‹ Die Wahrheit musste ich ihm verheimlichen. Ein Wärter war immer dabei. Ein Hund auch. Und zuvor hatte man jeden Zentimeter von mir durchsucht. Wir hatten zehn Minuten, auf die Sekunde genau. Ich sagte ihm also, dass ich sein Buch choreographisch umsetzen und den *Sonnentanz*, so, wie wir ihn verstehen, auf die Bühne bringen wollte.«

»Worum geht es dabei, Night?«

Er sprach weiter in seiner nüchternen, leicht spöttischen Art, die den Anflug von Trauer hinter seinen Worten verbarg.

»Der *Sonnentanz* ist keine Mutprobe, wie die *wasicun* glauben. Es ist eine alte und großartige Zeremonie, die seit achtzig

Jahren verboten war. Für die damalige Regierung war sie ein blutiger Aberglaube, barbarisch, wild und pervers. Und politisch brisant obendrein. Man sperrte uns dafür ins Gefängnis. Heute kommen auch Weiße zu den Aufführungen und genießen sie wie einen Trip. Aber fehlt der geistige Hintergrund, ist die ganze Selbstqual nur Exhibition. Wir fügen uns nämlich Wunden zu und tanzen, an Seilen hochgezogen, bis die Vision uns heimsucht. Der Sonnentanz ist nur etwas für starke Seelen, für Menschen, die bereit sind, ein Opfer zu bringen; die ihren Körper als Gebet benutzen, zum Wohl ihres Volkes. Sie leiden, um wiedergeboren zu werden. Die Weißen wollen auch ihre Vision und schwitzen ganz gehörig, wenn sich diese nicht auf Knopfdruck einstellt. Die Sache tut ja auch verdammt weh. Werden sie ohnmächtig, schütten wir ihnen Wasser übers Gesicht und sind so nett, sie mit einem Verband zu versorgen.«

Ich spürte plötzlich, wie sich in meinem Innern Bilder regten, Formen aus Dunkel und Grau und ein Fleck Purpur, von dem ich ahnte, dass er mit einer Erinnerung verbunden war.

»Zurück zu Leonard also«, fuhr Night fort. »Ich schämte mich fast, ihm zu sagen, warum ich gekommen war. Ich dachte, der Mann hat andere Sorgen und es geschähe mir recht, wenn er mich gleich zum Teufel jagt. Doch er sagte etwas so völlig Unerwartetes, dass ich glaubte, mich verhört zu haben: ›Ich hoffe, dass ich mich dieser Ehre würdig erweise.‹ Ich musste ihn seltsam angestarrt haben, denn er fügte mit Nachdruck hinzu: ›Es ist eine große Ehre für mich!‹ Ich gab ihm zu bedenken, dass es scharfe Reaktionen geben könnte. ›Würde dich das stören?‹, fragte er, worauf wir beide lachten. Er hielt sich den Kiefer dabei, er hatte Schmerzen. Vielleicht hatte er längst den Schatten in mir bemerkt, den verkleideten Körper, der die unendliche Geschichte erzählte. Ja, ich nehme an, dass er ihn sah. Schon waren die zehn Minuten vorüber, und der Wärter gab mir einen barschen Wink. ›Tanze‹, sagte Leonard zu mir, bevor man ihn hinausführte. ›Tanze, und ich werde dich wie mein Kind lieben.‹

Ich tanzte also, beinahe nackt, zu den Klängen der *Matthäus-Passion* und einer Trommel, die von einem alten Lakota auf der Bühne geschlagen wurde. Das Stück dauerte neunzig Minuten und kam bei der New Yorker Avantgarde eigentlich gut an, wobei die Kritiken erwartungsgemäß nicht nur schlecht, sondern katastrophal waren. Die Worte ›geschmacklos‹ und ›Provokation‹ tauchten viele Male in der Presse auf. Nach vier Vorstellungen wurde das Stück vom Spielplan genommen. Immerhin hatte ich mehr Glück als Elinor: Keiner richtete eine Pistole auf mich, man kürzte mir lediglich die Subventionen. Leonard schickte ich ein Video. Ob er es erhalten hat, weiß ich nicht. Ich konnte ihn auch kein zweites Mal treffen: Mein Gesuch wurde abgelehnt. Na schön, ich hatte meinen Skandal gehabt und war zufrieden. Leonard würde es schon irgendwie erfahren und sich ins Fäustchen lachen. So war das. Aber jetzt habe ich schon wieder von mir geredet und nicht von Pandora.«

»Warum macht es dir solche Mühe?«, fragte ich.

Er kreuzte die Arme hinter dem Kopf, die dunklen Augen auf mich gerichtet, die Lippen in ironischer Selbstverachtung verzogen.

»Ach«, seufzte er nach einer Weile, »weil ich ein Feigling bin. Ich sehe keinen anderen Grund.«

Ich beobachtete sein angespanntes Gesicht.

»Wenn es nur das wäre, würdest du es nicht so schwernehmen.«

»Ich weiß nicht einmal, ob die Sache so wichtig ist, dass ich mein Leben mit Selbstvorwürfen vergifte. Pandora hätte bestimmt keine Freude daran. Ich nehme an, dass sie mich gewaltig überschätzt hat. Selbst wenn ich auf der Bühne den blutigen Sonnentanz darstellte, habe ich Angst, dass ich mir in den Finger schneiden könnte.«

»Jetzt erzähl endlich von Pandora.«

Unverwandt starrte er mich an, seine Augen blickten scharf zwischen den verengten Lidern hervor. Er hielt mich mit dem

Blick fest. Aber ich ahnte, dass er mich in Wirklichkeit gar nicht wahrnahm.

»Ich glaube nicht, dass ich Pandora idealisiere. Ich weiß noch genau, wie eigensinnig, wie irrsinnig sie sein konnte. Aber sie war ernst zu nehmen. Je mehr Niederlagen sie einstecken musste, umso verwegener wurde sie. Um die Wahrheit zu sagen, sie konnte nicht leben ohne den Kampf. Sie war eine Kriegerin, immer in vorderster Linie. Zur Rechtfertigung hatte sie sich ein Luftschloss gebaut, der Stil war reinste Romantik, doch das Fundament war solide gemauert. Mit Paragraphen und Unterlagen, in jahrelanger Kleinarbeit zusammengetragen. Sie konnte zuschlagen wie eine Wildkatze, ihr Groll war immens. Sie sah unsere sozialen Probleme mit den überhitzten Augen einer Utopistin. Was sie mit Peltier verband, war, dass auch sie von gewaltigen und gewaltsamen Änderungen träumte.

An diesem Abend in Seattle stimmte sie das alte Lied wieder an: »Wir hatten *too much of it*. Zu viele Kriege, zu viele Gemetzel, und wir haben nur einmal den Richtigen erschossen: General George W. Custer, dieses Schwein. Uns aber haben sie erwischt, wie damals unsere guten weisen Chiefs, die das Wort Lüge niemals über die Lippen brachten. Sie starben vor den Erschießungskommandos oder im Straßengraben oder im Schnee. Oder sie wurden gehängt, wie Captain Jack, den sie danach noch köpften, damit sie seinen Kopf im Museum ausstellen konnten. Ja, die *wasicun* haben uns rot und dunkel gemacht, und böse bis auf die Knochen. Wir müssen unsere Geschichte zurückgewinnen, unseren Stolz. Lass es noch fünfzig Jahre dauern, noch hundert, aber glaube mir, wir kriegen das schon hin, Hanhepi!«

Aber sie hatte auch Neues zu berichten und war, wie immer, perfekt informiert. Es ging um Uran, und die Sache war ziemlich heiß. Uran hatte man schon in den siebziger Jahren im westlichen Teil unseres Reservats entdeckt. Nun zeigten Satellitenbilder, dass die Uranvorkommen zehnmal größer als angenommen waren. Pandora sagte, der Uranabbau müsse ge-

stoppt werden, solange nicht gründlich geklärt war, wem die Black Hills gehörten. Sie hatte alte Verträge hervorgekramt, die zu jahrelangen Prozessen und gigantischen Abfindungssummen führen könnten. Sie war nach Seattle gekommen, weil sie sich von mir Hilfe erhoffte. ›Ich brauche mehr Unterlagen, das ist eine verdammte Sisyphusarbeit. Du bist im Reservat groß geworden, Hanhepi, du kennst viele Leute. Wir können die Sache nicht einfach auf sich beruhen lassen, sonst schlagen die uns morgen noch die Wälder kahl!‹ Ich lauschte ihr, aufmerksam und beunruhigt, und starrte auf ihre glimmende Zigarette. Sie hatte ja recht, aber mir war dennoch nicht wohl bei der Sache. Trotzdem sagte ich zu ihr: ›Okay, ich helfe dir.‹

Sie war wie elektrisiert von ihrem Vorhaben. Mich wunderte, wie viel Zorn sie im Leib hatte. Sie suchte die Konflikte, den Adrenalinschub. Wie konnte ich ahnen, dass sie derart gefährdet war? Dass die Barometer in Washington bereits auf Sturm standen? Pandora hatte nie irgendwelche Vorsichtsmaßnahmen getroffen. Man hatte ihre Gespräche abgehört, ihren Tagesrhythmus gründlich überwacht. In Seattle waren die Vorbereitungen abgeschlossen. Man wusste, in welchem Hotel sie wohnte, wann sie morgens aus der Garage fuhr. Das Übrige besorgte drei Tage später der Scharfschütze.«

Night nahm einen Schluck Kaffee.

»In unserer Sprache gibt es das Wort *Nagi*, das Geist bedeutet. In diesem Wort wohnt eine große Macht. Nach dem Tod eines Menschen tritt der Geist aus ihm heraus. Werden zwei Menschen, die sich lieben, durch den Tod getrennt, erkennen sich ihre Geister im Jenseits wieder und ruhen nicht, bevor sie in den Körper eines Lebenden schlüpfen, um wieder zusammen zu sein. Worauf ich hinauswill: Manchmal habe ich das Gefühl, dass ich, bevor Pandora starb, bereits ihren Geist sah. Er umgab sie wie eine flackernde grünlich schimmernde Aura. Im Krankenhaus von Seattle hatte sie ein Einzelzimmer. Ich besuchte sie jeden Tag. In der ersten Zeit schien ihr Wille ungebrochen. Sie war völlig klar bei Verstand, sprach jedes Wort

deutlich aus. Das beeindruckte mich am stärksten. Noch heute habe ich den kühlen Klang ihrer Stimme im Ohr. Sie sagte: ›Wir müssen zusehen, das alles richtig läuft. Es ist noch eine Menge zu erledigen.‹ Sie empfing Besucher, gab Interviews, schrieb Briefe nach Washington, die sie mir diktierte. Ihr Feuer war noch nicht runtergebrannt. Es war zuerst ihr Verstand, der sie verließ. Dann ihre Stimme, die zunehmend wegbrach, es klang, als ob sie Steine auf der Zunge hätte. Ihr Gesicht begann, sich zu einer Grimasse zu verziehen. Sie merkte es selbst. Dann hielt sie den Kopf zur Seite, wie eine Puppe, deren Nacken gebrochen war. Wahrscheinlich wurde ihr Gehirn nicht genug durchblutet. Bald konnte sie nicht einmal mehr ihre Augenlider bewegen. Mein Herz schlug heftig, als sie eines Tages zu mir sagte: ›Ich muss dich um etwas bitten, Hanhepi. Es handelt sich um eine ernste Angelegenheit. Du wirst mir helfen, ja?‹

Ich versprach es, obwohl ich nicht wusste, um was es ging. Sie ließ einen Notar kommen und vermachte mir ihre Wohnung. Ich betonte zunächst, dass ich sie wirklich nicht bräuchte. Geld und Besitz waren mir einfach nicht wichtig. Aber Pandora bestand darauf.

Sie wusste, dass ihr die Zeit davonlief. Der Notar fertigte die Dokumente an. Pandora und ich unterschrieben die Papiere, und ich wurde Eigentümer einer Dreizimmerwohnung in Brooklyn. Eine Schenkungsurkunde regelte alles. Sie sagte, ich sollte nicht um sie weinen, es sei nicht der Rede wert. Mir fiel auf, dass sie immer mehr Worte aus unserer Sprache benutzte, Redewendungen, die mir fremd waren, weil sie nur noch von einigen alten Frauen verstanden wurden. Ihr Zustand bewirkte auch, dass sie seltsame Dinge sagte.

›Ich rufe alle Verwandten, Hanhepi, aber es ist wirklich mühsam. Ich habe das Gefühl, dass sie mich nicht richtig hören. Früher ging alles ganz leicht, erinnerst du dich? Ich kannte die richtigen Worte, die richtigen Gesten. Damals war ich sehr *wakan*, sehr zauberkräftig. Ich hatte Augen an jedem

Finger! Legte ich meine Hand auf die Büffelhautpuppe, gab sie Antwort. Heute dauert alles viel länger. Aber ich schaffe es schon!«

Schaute ich in ihr abgezehrtes Gesicht, sah ich in ihren Augen das Leuchten, das seinen Ursprung schon jenseits dieser Welt hatte, und mich überkam tiefer Schmerz, aber auch der Mut, sie niemals im Stich zu lassen.

›Lass mich nicht allein, Hanhepi.‹

›Du kannst ganz beruhigt sein, ich bin da.‹

›Ich brauche mehr Kraft.‹

›Ich gebe dir meine.‹

›Ich weiß. Ich spüre sie. Ich habe mir zu viel vorgenommen in diesem Leben, das war nicht sehr klug von mir.‹

Bevor ihr Verstand versagte und das langsame Gewicht der Lähmung sich auf ihre Stimme legte, fragte sie mich, ob ich es für sie tun würde. Kein anderer als ich käme dafür in Frage. In meinem Kopf drehten sich die Gedanken. Die Hölle geheimer Ängste brach in mir los. Aber ich hatte keine Wahl, sie vertraute mir. Sie lag schon vier Monate in diesem Krankenhausbett, und allmählich hatte sie es satt. Pandora würde ohne Hilfe nicht sterben können. Die Kraft, die ich ihr schenkte, von Mund zu Mund, von Herz zu Herz, kehrte langsam, ganz langsam zu mir zurück. Manchmal glaubte ich, sanft lodernde grüne Flämmchen zu sehen, die über die weißen Laken huschten. Das war natürlich eine Täuschung; ich schlief viel zu wenig, ständige Kopfschmerzen plagten mich, meine Augen waren klebrig und brannten.

In Pandoras Blut stiegen die Sauerstoffblasen immer langsamer auf. Die Lähmung entstellte ihre Züge. Ihre Augen lagen in tiefen Höhlen. Die Gehirnzellen starben ab, ihr Verstand löste sich auf. Sie wurde künstlich beatmet, künstlich ernährt. In jeder Vene steckte eine Kanüle. ›Sie hat das Herz einer jungen Frau‹, hatte der Arzt gesagt. Mit einem solchen Herz konnte sie noch Monate, noch Jahre weiterleben. Man würde sie in ein Heim überweisen.

›Kommt nicht in Frage!‹, röchelte Pandora. ›Hilf mir, hilf mir!‹

›Sobald du bereit bist.‹

Ein ständiges Würgen quälte mich. Vor Müdigkeit hatte ich das Gefühl zu schweben, ebenso wie der Fernseher und das Bett, auf dem Pandora lag. Als würde ich durch die Dinge hindurchschauen. Als hätten sie kein Gewicht mehr und würden im Raum schweben. Nichts hatte mehr Gewicht. Das einzig Wirkliche waren Pandoras stockende Worte, ihre kalte Haut, wenn ich mein Gesicht an das ihre legte. Ich sah ihre Augen, zwei leuchtende schwarze Sterne, warmes Obsidian. Augen, die zu viel gesehen hatten. Ich hörte sie an meinem Mund flüstern: ›Vater, nimm mein Opfer an!‹

Opfer gehören dazu. Nicht der Sieg war es, sondern der Kampf, der die Ehre verdient. Auch Pandoras Opfer hatte einen Sinn. Ihr Herz mochte jung sein und gleichmäßig schlagen, sie selbst war hundert Jahre alt. Und dann kam der Morgen, an dem sie mir sagte: ›Hanhepi, ich bin bereit.‹

Der Augenblick war gut gewählt: die Krankenschwestern nahmen ihre Mahlzeit ein. Wir hatten eine halbe Stunde, das genügte. Ich drückte Pandoras Hand, doch sie konnte meine Hand nicht spüren. Die Haut ihres Rückens war durchgescheuert. Sie sah Blut und Schorf, wenn das Laken gewechselt wurde. Doch sie konnte die Wunden nicht spüren.

Leise fragte ich: ›Soll es jetzt sein?‹

›Ja‹, sagte sie.

›Mein Herz ist dagegen‹, sagte ich. ›Entlaste mich vor den Verwandten, dort, wo du hingehst.‹

Ihre Lippen zuckten. ›Ich gehe ja nicht weit weg.‹

Ich legte mein Gesicht an Pandoras Gesicht, streichelte sie mit meinem Atem. Ihre Augen blickten durch mich hindurch. Sie sah mich nicht mehr, sie konzentrierte sich. Ich sagte: ›Vater, nimm mein Opfer an!‹

Dann schaltete ich den Apparat aus, der sie am Leben hielt. Und bemerkte, fast gleichzeitig, etwas sehr Eigenartig: Die

winzigen Feuerfunken waren wieder da. Doch nun wendeten sie sich mir zu, in einem Bogen, der sich ausdehnte, auf mich übergriff. Und als ich mich aufrichtete, sah ich ganz deutlich einen durchsichtigen Körper, der sich von Pandoras Körper löste, der danach still dalag, an Kanülen angeschlossen. Eine wunderschöne Frauengestalt, jugendlich und geschmeidig, mit einem lächelnden Gesicht. Sie streckte beide Hände aus, und ich ganz unwillkürlich meine. Unsere Hände wollten sich berühren, doch was ich zu fassen bekam, war nichts – nur transparente Luft. Und im selben Atemzug war der Phantomkörper weg, einfach verschwunden, und ich spürte ein taubes Gefühl in mir, eine Art Schwere. Da wusste ich, mit untrüglicher Sicherheit, dass sie da war, in mir. Dass sie mich von jetzt an nie verlassen würde. Sie hatte ihre Fesseln gelöst, ihren Geist vor der Verwesung bewahrt. Sie hatte es geschafft, mit der Kraft ihres Bewusstseins, unmittelbar vor dem letzten Herzschlag.

Mir war nun gleichgültig, ob man die tote Hülle, die Pandora einst war, in ein Kühlfach schieben würde. Ob man sie, nach der Obduktion, zum Friedhof bringen und Erde auf sie häufen würde. Mir war auch egal, was der Priester sagen würde. Gewiss würden sich Trauernde einfinden und Blumen auf ihren Sarg fallen. Die Zeremonie musste wohl sein, ich machte mir nicht die Mühe, weiter darüber nachzudenken. Sie betraf weder Pandora noch mich. Ich warf einen letzten Blick auf ihr entspanntes Gesicht, drückte ihr sanft die Lider zu. Dann ging ich hinaus. Die Schwester würde gleich zurückkommen und feststellen, dass ich das Gerät ausgeschaltet hatte. Um das Ableben einer störrischen Indianerin machte man wenig Aufhebens. Ich nahm jedenfalls an, dass man nicht allzu lange nach mir fahnden würde. Zynisch betrachtet, hatte ich dem FBI sogar einen Dienst erwiesen. Pandora hätte auf der Stelle tot sein sollen, statt Zeit zu haben, die Medien aufzuscheuchen und wütende Briefe an die Regierung zu schreiben. Trotzdem wäre es nicht ratsam gewesen zu bleiben. Ich warf ein paar Sachen in eine Tasche, holte meinen Wagen und fuhr nach New York.